



Das bulger schiff bin ich genant/
 Far vom elend ins vatterlant.

Dis büchlin halt inne vier Artickel.

Vom { Glauben.
 Güten Wercken
 Fürbitt der heyligen/vnd
 Wie man seliglich sterben sol.
 Item/ Wie man die kind wolziehen sol.



DAS „PILGERSCHIFF“.

Das „Pilgerschiff“,

eine Laienschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Im Zwinglimuseum befindet sich ein aus den Beständen der Stadtbibliothek stammendes seltenes Schriftchen, benannt „Das Pilgerschiff“. Sal. Vögelin erwähnte es in seiner „Holzschnidekunst in Zürich im 16. Jahrhundert“ (Neujahrsblatt, herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich, 1882) S. 62, und Paul Heitz reproduzierte in seinen „Zürcher Büchermarken bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts“ 1895 S. 19 und 20 das erste und das letzte Blatt nach dem Exemplar der königlichen Bibliothek in Berlin, da ein zürcherisches sich damals nicht nachweisen liess. Erfreulicher Weise hat im Zusammenhang mit dem Druck der Katalogfortsetzung eine Revision kleinerer Teile der hiesigen Stadtbibliothek auch ein zürcherisches Exemplar zum Vorschein gebracht, das augenscheinlich Vögelin bekannt gewesen, dann aber wieder verschwunden war. Da das Schriftchen nicht nur höchst selten, sondern nach Inhalt und Zweck auch eigenartig ist, verdient es wohl, in den Zwingliana kurz besprochen zu werden.

Das Titelblatt bildet der diesem Heft vorgesetzte Holzschnitt, der gemäss den beiden obersten Textzeilen ein „Pilgerschiff“ darstellt, das „vom Elend“, d. h. aus der Fremde, ins Vaterland fährt. Insassen sind zwei Pilgrime, ein alter und ein junger, die sich über die Pilgerfahrt des Lebens unterhalten; denn das Schriftchen gibt sich, wiewohl nur in recht mangelhafter Weise, als ein Gespräch. Als weitere Begleiter erscheinen auf dem Bilde (nicht aber im Text) Christus, auf dem Hinterbord des Schiffes schlafend (eine Anspielung auf die Stillung des Seesturmes), der Tod mit dem Stundenglas und, nach Renaissanceart, ein nackter Knabe, der die Zeichen des alten und neuen Bundes hält. Das Schifflein hat seinen an die drei Taue „Glaube, Liebe, Hoffnung“ gebundenen Anker „Vertrauen“ ausgeworfen. Gott Vater, im feurigen Himmel wohnend, hat ihn ergriffen und zieht es daran zu sich. Das Schlussbild zeigt einen Gärtner, der mit dem Messer die Rinde eines Obstbaumes abschält, von dem die Früchte herunterfallen. Die Buchstaben C F im Laubwerk, Z C H an der Wurzel und der in den Zweigen befindliche, wie der im Titelblatt auf der Sanduhr sitzende Frosch weisen mit aller Deutlichkeit auf die weltberühmte Druckerei Christoffel Froschauers in Zürich hin. Gedruckt

wurde das Schriftchen nach Vögelin in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; ich möchte lieber sagen: um die Mitte des Jahrhunderts.

In der Vorrede bekennt sich der Verfasser als einen Laien, der es nicht ohne grosse Bedenken unternimmt, in einer Zeit, da des Büchermachens kein Ende ist und Klüglinge und Naseweise nur ihr eigenes Geköch ungetadelt lassen, seine Gedanken dem Druck zu übergeben, und der es nur tut um seines Gewissens willen und um seinen Angehörigen und Freunden zu nützen. Der Zweck des Büchleins ist ein praktischer, nämlich zu gottseligem Leben und Wesen anzuregen. Es zerfällt in drei Traktate (nicht in vier, wie das Titelblatt angibt): 1. Vom Glauben, 2. Von den guten Werken, 3. Von der Vorbereitung auf den Tod.

Allerdings gelingt es dem Verfasser nicht recht, gerade auf sein Ziel loszusteuern. Zunächst laufen mancherlei theoretische Spekulationen unter. Im ersten Traktat (fol. 3 a—12 a), der über dem Apostolikum ein luftiges Gebäude vom Himmel, von den Geschöpfen, die darin wohnen, vom Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen u. s. f. errichtet, werden allerlei wunderliche Gedanken ausgekratzt, die sich an die alten Vorstellungen von den vier Elementen knüpfen, z. B. dass das Element des Feuers dem Himmel entspreche. Sie kehren auch auf spätern Seiten wieder, wenn (36 a und b) Erde, Wasser, Luft und Feuer den vier Kräften gleichgesetzt werden, die im Genuss des Abendmahls wirksam sein sollen, nämlich Glaube, Begierde, Gedächtnis und Liebe, oder wenn (11 b) Wasser, Schnee und Eis als Aggregatzustände des Wassers dazu dienen sollen, die verschiedenen Formen der Dreieinigkeit zu verdeutlichen.

Es geht auch nicht ohne theologische Erörterungen ab. Zwar liegt dem Verfasser die Absicht fern, sich am Streite der Lehrmeinungen zu beteiligen; sein Büchlein soll nicht Trennung anstiften, sondern im Gegenteil zu Frieden und Einigkeit dienen. Aber da er für die Einfältigen und Ungelehrten schreiben will, denen vieles zu hoch und schwer ist, gelangt er ganz von selbst in einen gewissen Gegensatz zu den Theologen, wobei er immerhin unterscheidet zwischen den Hochgelehrten, die zu theologischen Auseinandersetzungen berufen sind, und andern, die er als ebenso ungelehrte wie unbescheidene Prediger bezeichnet.

Auf eine gewisse Frage des Jungen antwortet der Alte (26 bis a): Befrage darüber die Hochgelehrten; ich könnte mich „verschnappen“ und etwas raten, das jenen missfiele. Über das Abendmahl bemerkt er (35 b): „Die Gelehrten haben in dieser Sache viel Zanks getrieben, dessen ich mich aber glatt nichts annehme“. Man mache zweierlei „Glossen“ darüber, da die einen in ihm Fleisch und Blut, die andern Brot und Wein erblicken. Er fügt dann bei: Bekümmere dich aber nicht zu viel um die Vernunft, die Luther eine Närrin nennt, und die ich lieber Frau Fürwitz heissen möchte. Denn sie richtet dadurch, dass sie alle Dinge wissen will, nichts als Unrat an (38 b). Und auch bei der Frage der Gnadenwahl oder Prädestination wünscht er, es möchten so schwierige Fragen von den Gelehrten für sich selber behalten und nicht auf die Kanzel gebracht werden; man solle sie nicht mit ungewaschenen Händen, sondern mit Furcht und Zittern behandeln. Das Volk (der leygische Pofel — die moderne Bedeutung „Pöbel“ liegt dem Worte fern) sei zu stumpf, verstehe nichts davon und werde durch ungelehrte Prediger, die sich mehr auf ihre Redebegabung als auf ein gründliches Wissen und geistliche Erfahrung verlassen, nur verwirrt (29 a). Überhaupt findet er, dass namentlich im Anfange der kirchlichen Bewegung zu viel und zu unbescheiden von christlicher Freiheit gepredigt worden sei (24 a). Neben dem „hochgelehrten, teuren, grossen Fass Gottes, Dr. Martin Luther“ liefen viele Unberufene Sturm, wie Luther selber klagte. Wenn aber zu viele sich an die Leiter hängen, so bricht diese; die Stürmenden stürzen, und der Feind hat den Gewinn davon (36 a).

Diese Aussetzungen hindern ihn jedoch nicht, auch seinerseits selbst auf die schwierigen theologischen Fragen der Prädestination (29 a ff.) und des Abendmahls einzutreten, auch wenn es lediglich in der Absicht geschieht, sie zu Handen der Einfältigen und Ungelehrten praktisch zu fassen. Mit grossem Ernst wendet er sich gegen den Einwurf der Frau Venus im Kampf mit dem christlichen Ritter, es gelte gleich, was man tue, die (Gnaden-) „wahl werde alles wieder bringen“, und mahnt, die Anfechtungen des Bösen durch Gebet und Demut zu überwinden. In Sachen des Abendmahles bekennt er sich zu geistiger Auffassung. Er bemerkt, wenn es auf den leiblichen Genuss ankäme, so wären alle

verdammt, die aus äusseren Ursachen (Aufenthalt in fremden Ländern, besonders unter den Ungläubigen, oder im Krieg oder auf dem Meere u. s. f.) davon fern bleiben müssten; er halte sich vielmehr an den Spruch, das Reich Gottes komme nicht mit äusserlichen Zeichen u. s. f. Aber das ist doch nur die Einleitung zu einer ausführlichen, sieben Seiten langen Anweisung (35 a ff.), wie man das Abendmahl zu begehen habe, um seines Segens theilhaftig zu werden; und das Sakrament ist ihm so wichtig, dass er wünscht, es möchte täglich ausgeteilt werden.

Ganz besonderen Nachdruck legt er auf alles, was zu einem ehrbaren Leben dient. Unter den Hindernissen dazu nennt er voran die Unkeuschheit, sodann Hoffahrt, Hochmut, Fürwitz, ja selbst „Frau Musika, der Venus Gespielin“ (19 a ff.). Wo ist denn euere Besserung? fragen viele Altgläubige die Anhänger des Evangeliums (24 a ff.). Und der Alte antwortet: Früher geschah noch mehr Böses; aber bei Nacht sind nach dem Sprichwort alle Eulen schwarz. Durch das Licht des Evangeliums ist die Ungerechtigkeit erst offenbar geworden, und der Teufel reizt die Bosheit um so mehr an, je mehr die Wahrheit aufgeht. Schuld daran tragen, bemerkt er weiter, zum Teil auch die, die zu laut und unbescheiden von christlicher Freiheit gepredigt haben, dass es unnötig sei zu fasten, dass die Keuschheit von Gott niemand geboten worden sei, dass die Beichte nicht in der Schrift begründet sei u. s. f. Gewiss bestanden in diesen Dingen viele Missbräuche; aber anstatt alles Bestehende abzutun, hätte man danach trachten sollen, das Beste herauszuklauben; denn nichts ist so verdorben, dass sich nicht noch etwas Gutes daran erhalten lässt. Das werden mir die hochgelehrten Prädikanten übel nehmen; ich will die Richtigkeit meiner Worte aber an zwei Beispielen nachweisen; an Klöstern und Beichten.

Da er findet, dass viele Mönche und Nonnen, die in die Ehe getreten, sich nicht um ein Haar gebessert haben, dass die vielen vorzeitigen und unbedachten Ehen das Land mit Bettlern füllen, dass kein Handwerk mehr recht gelernt werde, dass man sich verheirate und wie das unvernünftige Vieh durcheinander laufe, bevor die Lehrjahre zu Ende seien, so hält er dafür, besser als die Klöster ganz aufzuheben, wäre gewesen, sie zu zeitweiligem Aufenthalt der Jugend oder auch für solche, die freiwillig ihr

Leben darin zubringen wollen, bestehen zu lassen. Ebenso ist er auch mit der Aufhebung der Beichte nicht einverstanden. Für die Jugend wäre sie nötig genug. Im Sommer pflege diese nichts anderes zu treiben als Tanz, Spiel und andere Leichtfertigkeit, und im Winter, wenn Buben und Mädchen in der Kunkelstube zusammenkommen, „ist der Teufel Schulmeister“. Und nun schlägt der Alte auf Befragen des Jungen vor — es ist die Stelle, da er fürchtet, er könnte sich „verschnappen“ — für alle 7—18 jährigen jungen Leute das Beichtinstitut wieder einzuführen, zu Beichtigern würdige und nicht unter 60 Jahre alte Männer zu erwählen, ihnen einen angemessenen Lebensunterhalt zu gewähren, auf Amtsmissbrauch aber die Todesstrafe zu setzen.

Als Mittel, die zu einem gottseligen Leben verhelfen, werden ferner genannt: Beten, Almosengeben, Erziehung der Jugend, insbesondere verlassener Kinder, und rechtzeitige Vorbereitung zum Tode durch Abfassen eines Testaments und Vorschriften über das Begräbnis. Ausführlich wird das alles im dritten Traktat besprochen.

So gibt sich das Büchlein, wie am Schlusse bemerkt wird, als eine Anweisung zur Pilgerfahrt des Lebens durch das wütende Meer der vergänglichen Welt, das nur gestillt wird, wenn Christus im Schiffe sitzt. Durch die 48 Blätter, die es umfasst, weht ein hoher sittlicher Ernst, der nicht selten einen recht warmen Ton und grosse Lebendigkeit gewinnt und auch durch das Bestreben, den Ungelehrten zu dienen, Eindruck macht. Allerdings fehlt ihm auch die Naivetät nicht, wenn z. B. empfohlen wird (28 a), dem des Lesens Unkundigen eine Laienbibel (oder besser ein Bibelchen) in die Hand zu geben, deren drei Blätter in schwarzer, roter und goldener Farbe ihm erstens Sünde und Tod, zweitens des Heilands Leiden und Sterben, drittens die ewige Seligkeit vor die Augen und zu Gemüt führen sollen. Es ist auch eine gewisse Greisenhaftigkeit in einzelnen Anschauungen nicht zu verkennen. Zweifellos ist der Verfasser schon bejahrt. Fast scheint es (40 b), als ob er das Büchlein ursprünglich als Testament für seine eigenen Söhne geschrieben habe, um dem ältesten zu empfehlen, dass er den jüngsten, noch unmündigen in den väterlichen Lehren unterrichte. Darauf könnte auch der Umstand hindeuten, dass der Ver-

fasser des Schreibens augenscheinlich wenig gewohnt war. Zwar haben wir es mit einer kraftvollen Persönlichkeit zu tun, die nicht nur ausgesprochene Ansichten besitzt, sondern ihnen auch temperamentvollen Ausdruck zu geben vermag und eine treffende und kräftige Sprache redet. Aber es fehlt doch die klare Anordnung und Gliederung des Stoffes und eine sichere Entwicklung der Gedanken.

Hinsichtlich seiner religiösen kirchlichen Überzeugung ist unser Alter ein Anhänger Luthers, aber gegen gewisse Erscheinungen der Reformation doch recht kritisch gestimmt und einzelnen Einrichtungen der katholischen Kirche günstig gesinnt. Dem Titelblatt und einzelnen Kapitelüberschriften möchte man fast entnehmen, dass er sogar für Werkheiligkeit und Heiligenverehrung eintreten wolle. Das ist nun nicht der Fall. Er nimmt entschieden Stellung gegen beide. Aber mit Ausnahme einer Bemerkung im dritten Traktat, wo er die unnütze Pracht und die grossen Unkosten verurteilt, mit denen die Päpstlichen das Begräbnis begehen (44 b), sind die betreffenden Abschnitte die einzigen, in denen er sich ausdrücklich gegen die katholische Kirche wendet. Über Papst, Klerus und andere wichtige Unterscheidungslehren dagegen spricht er sich gar nicht aus. Ausser zum Unser Vater soll man seiner Ansicht nach die Jugend auch zum Ave Maria anhalten; denn obwohl es kein eigentliches Bittgebet sei, schwingt sich der Geist darin doch empor (34 a).

Wo mag er zu Hause gewesen sein? Sprache und Orthographie geben, soweit ich sehe, keine Antwort auf diese Frage; letztere schon darum nicht, weil sie lediglich als die des zürcherischen Druckers gelten kann. Die Bibel, auf die die Zitate hinweisen, ist augenscheinlich nicht die zürcherische, aber auch nicht die lutherische. Die Fassung der fol. 36 a angegebenen Stelle Luc. 17²⁰ deutet, so viel zu ersehen ist, auf eine andere Ausgabe hin, mit der z. B. die Kölnische von Dietenberger 1550 verwandt ist. Da zudem im Inhalt nirgends auf schweizerische Verhältnisse im Allgemeinen oder auf Zwingli im Besonderen Bezug genommen, wohl aber Luther mehrfach erwähnt wird, so haben wir als die Heimat des Autors zweifellos Deutschland anzunehmen. In dem Abschnitt, in dem er von der Todesstrafe spricht, die auf den Missbrauch des Beichtamts zu setzen sei, schreibt er vor, man solle den Misse-

täter in einem Zwilchsack in ein tiefes Wasser, z. B. die Donau, werfen. Wir hätten also das Pilgerschiff wohl zunächst auf ihren Wellen, vielleicht in der Gegend von Ulm zu suchen.

Genug der Bemerkungen über ein Büchlein, das an und für sich kaum Bedeutung beansprucht, das aber trotz seiner erbaulichen praktischen Tendenz doch in gewisser Hinsicht eine ganz eigentümliche grundsätzliche Stellung einnimmt und demgemäss, wie mir scheint, in dem grossen Chor der zeitgenössischen Literatur einen, wenn auch nur schwachen, so doch ganz besonderen Klang ertönen lässt.

Hermann Escher.

Anlässlich des neuen Zwingli-Dramas.

Carl Albrecht Bernoulli: Ulrich Zwingli. Schauspiel. Berlin 1905.

Derselbe: Zwingli in Wirklichkeit. Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung (Nr. 343/344 vom 10./11. Dezember 1904, eingeführt von der Redaktion).

Diese beiden Publikationen, Schauspiel und Zeitungsartikel, gehören zusammen. Es hatte nämlich ein Kritiker des Schauspiels die Gestalt Zwinglis als geschichtlich unmöglich bezeichnet, worauf der Dichter glaubte, sie als geschichtlich plausibel erweisen zu sollen: er gab also in der Zeitung eine Art historischen Kommentars, um seine Auffassung Zwinglis zu rechtfertigen.

Das hätte er meines Erachtens unterlassen können; denn der Poet ist souverän. Nun er es doch getan und unter die Historiker herabgestiegen ist (denen er sich überdies als Gehülfen des neusten Zwinglibiographen vorstellt), wird er es nicht übel nehmen, wenn ich mich mit ihm befasse. Ich will mich ganz an das halten, was mir zusteht: ich rede hier nicht vom Zwingli im Schauspiel, sondern nur vom Zwingli „in der Wirklichkeit“ resp. im Zeitungsartikel. Und auch das in aller Kürze.

Denn an dem genannten Artikel habe ich eigentlich nur eines auszusetzen: der Verfasser hat sich die Aufgabe viel zu leicht gemacht! Er frischt eine alte Hypothese auf — die vom „Glück von Kappel“ — und kümmert sich möglichst wenig um alles, was seither darüber verhandelt und geschrieben worden ist.